



Baumhäuser, Zeichnung von Elisabeth Klotz für den internationalen Jugendwettbewerb „Natur und Bauen“. 1979 veranstaltet vom IL der Universität Stuttgart



Baumhäuser aus dem Hüttendorf im Flörzheimer Wald bei Frankfurt am Main

niemand sich daran halten wird, daß die Aureole des Holzes alles überstrahlt und seine Propagandisten für Parolen wie diese immer Applaus bekommen werden: „Holz – das Natürliche, das Schöne, das Einmalige, das Beständige.“ Das ist so, selbst wenn gegen jede dieser Behauptungen Widerspruch möglich ist. Denn wie wir erfahren haben, sind auch Ziegel „natürlich“, selbst Stahl, sogar Beton. „Einmalig“ ist Holz, da es doch unaufhaltsam nachwächst, wenn man es nur läßt und pflegt, überhaupt nicht. Als „schön“ empfinden andere Menschen mitunter etwas ganz anderes, und an „Beständigkeit“ sind dem Holz andere Materialien ebenbürtig, wenn nicht überlegen, es sei denn, die Behauptung des beinahe Ewigen stütze sich auf den Reichtum, in dem es vorkommt und sich erneuert.

Holz ist trotz alledem besser, weil die Menschen wollen, daß es besser sei. Es provoziert den konstruierenden Verstand, es bereitet, trefflich verarbeitet, ästhetische Wonnen, es berührt die Seele, und es rührt das Gemüt. Unbeschadet aller Katastrophen-Nachrichten aus den sterbenden Wäldern Europas meldeten Mitte der achtziger Jahre Holzhändler und Zimmerer (und die Tischler wie die Möbelfabrikanten) eine „überproportionale Nachfrage“. Häuser aus Holz sind so populär wie seit über hundert Jahren nicht mehr. Und was nicht weniger wichtig ist: Architekten erkennen darin wieder ein Thema der Gegenwart! Eben noch eine Angelegenheit für Heimatmümler, verträumte Moderne und kaliforniensüchtige Zivilisationsflüchtlinge, wird es endlich wieder ernst genommen. Architekten kommen beim Entwerfen von Holzhäusern nicht mehr ins Jodeln, wenn sie sich an die regionalen Usancen zu halten versuchen, sondern probieren die Synthese der Moderne mit dem Holz. Nicht nur wird mit verständlicher Beflissenheit der „Architekturpreis Holz“ von der an Fertigung und Verbrauch interessierten Wirtschaft vergeben. Gebäude aus Holz erringen längst die Preise höchsten Ansehens – den Deutschen Architekturpreis etwa, den Mies-van-der-Rohe-Preis, Auszeichnungen des Bundes Deutscher Architekten und verwandter Vereinigungen. Selbst der Gesetzgeber hat begonnen, sein Vorurteil von der besonderen Gefährlichkeit und Vergänglichkeit des Holzes zu revidieren und Bauten zuzulassen, die höher als zwei Stockwerke aufragen. Um endlich die Legende vom lichterloh brennenden Holz zu lösen und die Behörden wie den Interessenten-Clan der DIN-Erfinder zu bekehren, hatte die Schweizer Holzbranche schon im Jahre 1936 ein seltsames Schauspiel inszeniert. Sie errichtete auf der Zürcher Allmend ein zwei-stöckiges Haus mit sechzehn Zimmern und einem Dachgeschoß und zündete es an, innen und außen. Obendrein ließ sie Brandbomben darauf abwerfen – nur um zu beweisen, daß der Gesetzgeber Holzgebäude viel zu engherzig behandelt, Banken und Versicherungen aber diskriminierend damit umgehen. Es war ja in Wahrheit nicht die tatsächliche Anfälligkeit des Holzes, die dazu geführt hatte, sondern die von der konkurrierenden Baustoffindustrie genährte Behauptung dessen. Und natürlich spielte auch das gesellschaftliche Ansehen eine Rolle, das Bild, das die Allgemeinheit vom Holz hat(te): Aus Holz waren die Scheunen und Schuppen sowie die Häuser der einfachen Leute. Der Adel, die Kirche, das Großbürgertum hingegen bauten ihre Häuser, Paläste und Kirchen aus Stein, den sie bisweilen von weither holen ließen: Granit aus Finnland, Marmor aus Italien. Um da mitzuhalten, machten die Bürger sich daran, ihre Fachwerkhäuser zu verputzen und ihnen wenigstens den Anschein von Stein zu geben – Anlaß wiederum für reinlichkeitsbeflissene Denkmalspfleger heute, den Putz abzuklop-

fen, um an die sichtbare Konstruktion, aber auch um an die Gemütswerte der Stützen, Balken, Streben heranzukommen. Seinen Armeleutegeruch hatte der Holzbau nicht zuletzt von den Baracken und seinen Bewohnern bekommen, den Söldnern, Bettlern, Obdachlosen, Flüchtlingen und ausländischen Arbeitern. „Barackenklima“ gehört noch heute ins Vokabular der Fachleute als etwas, das es nach Kräften zu vermeiden gilt: schnell ausgekühlte Räume im Winter, heiße, stickige Luft im Sommer.

Selbstverständlich hat es immer Vorlieben für bestimmte, möglichst neue Baustoffe gegeben, besonders dann, wenn ihr Gebrauch den Anschein von Kühnheit, Wohlhabenheit und Modernität hervorrief und die Gelegenheit sich bot für bestimmte sich daraus entwickelnde „Stile“ und Baumoden. So war durch den Kristallpalast, den der vom Gärtner zum Architekten gewordene Engländer Sir Joseph Paxton für die Weltausstellung 1851 in London entworfen hatte, das Eisen zum bevorzugten (dann aber doch wieder schamhaft mit Naturstein verbrämten) Material geworden und hatte die Architektur der Gewächshäuser, der Bahnhofs- und Markthallen und der Passagen nach sich gezogen. Und so schwärmte man auch, nachdem der französisch-schweizerische Architekt Le Corbusier mit seinen plastischen weißen Häusern, sein Landsmann Robert Maillart mit seinen mutig-eleganten Brücken Bewunderung hervorgerufen hatten, sechzig Jahre lang und mit wachsender Gewohnheit für den Beton, ein wunderbar gefügiges, für abenteuerliche Spannweiten und atemberaubende Architekturen taugendes, alsbald von mittelmäßigen Talenten gedankenlos verpanschtes und in Verruf gebrachtes Material. Seit gut fünfzig Jahren ist man auch auf Stahl eingeschworen, einen sehr stabilen, äußerst elegant verwendbaren Baustoff, der schließlich zur Skelettkonstruktion führte, den Wolkenkratzer möglich machte und stilbildende Architekten wie Auguste Perret und Ludwig Mies van der Rohe inspirierte.

So wird aber auch seit gut anderthalb Jahrhunderten mit einer Rücksichtslosigkeit ohnegleichen gegen die Natur und letztlich gegen den Menschen gebaut, daß nun das Fortschrittspendel krachend zurückgewuchtet wird. Zuerst entlud sich der Überdruß an der „kalten“, schmucklosen Architektur im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975. Die Geschichte wurde zum Traumland, das man verloren hat und dessen Überbleibsel man nun mit sentimentaler Verbitterung zu erhalten trachtet, koste es, was es wolle. Zur gleichen Zeit begannen viele Architekten aber auch, sich wieder für den von der Moderne ignorierten Baustoff Holz zu erwärmen.

Dafür, daß das Holz weit über hundert Jahre lang aus dem Bau-Alltag so gut wie verschwunden war, gibt es neben dem ramponierten gesellschaftlichen Prestige und dem von der Industrie geschürten Mißtrauen gegen seine Beständigkeit und Sicherheit allerlei Gründe: Die Legislative dachte, als sie ihre Beschränkungen für das Bauen mit Holz entwarf, meist an Beton. An den Hochschulen wurde das Entwerfen und Konstruieren mit Holz gar nicht oder nur nebenbei und oft mangelhaft gelehrt. Bauherren waren des Materials entwöhnt und der Meinung, Holz brenne leicht, faule rasch, werde von Würmern, Käfern, Ameisen aufgefressen. Also hielten sie sich an vorgeblich solidere Materialien, und wie den dumpfen Schlag der Autotür schwerer Wagen lieben sie den stumpfen, klanglosen Ton, wenn sie mit dem Zeigefinderknöchel an die Wände klopfen. „Kalter“ Stahl und „kalter“ Stein rufen in ihnen den Eindruck von Festigkeit und Solidität hervor, das „warme“ Holz indes-